Gründlich angeulkt.

Vom jüngsten Sängerfeste in Wien weiß das „N. W. Tgbl." folgenden Ulk zu berichten: War da ein Sangesbruder aus dem Lande des „Bliemchenkaffees" im Vereine mit zahlreichen Genossen in einem bekannten Leopoldstädter Hotel abgestiegen. Der Gast hatte erst eine Nacht in dem prächtigen Logirhause zugebracht, als er schon vor dem Hotelier erschien und sich bitter über das „entsetzliche Bett" beklagte, welches er erhalten. Er sei wie zerbrochen, er spüre seine Knochen kaum, so furchtbar hart sei er gelegen. Der dienstwillige Gastgeber, sich der Güte seiner Betten bewußt, konnte die traurige Mär nicht glauben und beschloß, das beklagte Möbel einer Besichtigung zu unterziehen. Eine sofortige eigenhändige Untersuchung ergab, daß nicht nur Polster und Decken, sondern überraschender Weise auch ein ausgewachsener — Kleiderstock und mehrere Stiefelzieher in dem Bette vorhanden waren, Utensilien, die, so nützlich sie auch sind, doch zu anderen Zwecken dienen, als zur Erzielung eines gesunden Schlafes. Die Störer der nächtlichen Ruhe wurden an die ihnen gebührenden Plätze gebracht und in der nächsten Nacht lag unser Sagesbruder gar wonnewohl in Morpheus Armen. Aber schon 25 Stunden später erschien er mit einer neuen, noch schwerer wiegenden Klage vor seinem Wirth. „Denken Sie sich," jammerte er ganz betrübt, „denken Sie sich mein Malheur. Mein guter, schöner Lodenrock, den ich erst vor vier, fünf Jahren um 24 M. gekauft habe, ist mir gestohlen worden.!" — „Nicht möglich!" — „Es ist so. Nirgends die Spur von dem prächtigen Kleidungsstück."

Dabei blieb es auch. Alle Nachforschungen nach der verschwundenen Hülle blieben erfolglos. Der coulante Hotelier, der seinen Gast nicht zu Schaden kommen lassen wollte, erbot sich zum Ersatz und übergab dem Bestohlenen den „vollen Werth" des Rockes—24 M. Der Gast reiste ab. Etwa vierzehn Tage später erhielt der Hotelier, der an die Sache gar nicht mehr dachte, einen mit 18 M. beschwerten Geldbrief, in welchem der Absender meldete: „Denken Sie sich nur, Herr Hotelbesitzer, mein entwendeter Lodenrock ist mir gestern durch die Post zugekommen. Er ist soweit noch ganz hübsch, nur die — beiden Aermel fehlen ihm leider. Ich behalte mir von Ihrer Schadenssumme also noch 6 M. zurück, um mir solche neu machen zu lassen. Ich kann doch nicht ohne Aermel ausgehen." Der Hotelier hatte sich von seinem heiteren Erstaunen noch nicht erholt, als ein zweites, diesmal nur 3 M. enthaltendes Schreiben eintraf, in welchem es hieß: „Soeben ist mir zu meiner Freude der rechte Aermel meines lieben Rockes zugekommen, für welchen ich Ihnen anbei 3 M. retournire...." Seit fast einer Woche aber „schweigt nun des Sängers Höflichkeit." Es scheint, daß die Veranstalter des ihm gespielten Schabernacks den letzten Act des Schwankes noch eine Weile hinausschieben wollen. Die restlichen 3 M. des Hoteliers und gewiß auch der „restliche Aermel" sind noch ausständig. Hoffentlich erscheinen sie bald, damit der „liebe Rock" kein Torso bleibe.

Eine Erinnerung an General Douay.

Auf den Tod des französischen Generals Abel Douay bei Weißenburg, wirft ein Brief, zu dem das bekannte Bild Anton von Werners „Kronprinz Friedrich Wilhelm an der Leiche des Generals Douay" den Anstoß gegeben, ein ganz neues Licht. Die „Nordd. Allg. Ztg." veröffentlicht aus dem Schreiben, in welches ihr, wie das Blatt sagt, von hochgeschätzter Seite Einsicht gewährt worden, folgende Auszüge: „Abel Douay fiel durch die Hand eines seiner Officiere vom 2. oder 3. Turko-Regiment. Diese Thatsache wurde mir verbürgt, scheint aber nicht bekannt zu sein. Ich war in Wörth, Morsbrunn u. s. w. am 6., 7. und 9. August 1870. In der Nacht vom 9. August brachte ich einen Transport von siebzehn Wagen französischer Verwundeter von Hagenau nach Straßburg durch die deutschen Vorposten hindurch. Ich fuhr in einem Wagen mit einem Turko-Officier mit zerschmettertem Oberschenkel und brachte denselben nach dem Hospital von Herrenschmidt am Wacken bei Straßburg, Schiltigheim. Der Verwundete weigerte sich, den Fuß amputiren zu lassen, und sprach von seinem baldigen Tode. Er vertraute mir nun an, daß sein Tod dadurch erschwert würde, daß sein Freund vor seinen Augen seinen eigenen General ermordet habe! Soviel ich mich erinnern kann, kämpften die Turkos in den Weinbergen bei Weißenburg unweit eines Mennonitenhofes. Die Turkos waren unzufrieden, daß sie nicht vorstürmen durften. Als die Bayern vorrückten und Abel Douay den Befehl zum Rückzuge gab, erhob ein Turkoofficier seinen Revolver und schoß mit dem Rufe: „Traitre, voila pour toi!" Abel Douay vom Pferde und erschoß sich dann selbst. Mein armer Verwundeter sprach die lange Nacht, die wir von Hagenau nach Straßburg fuhren, von nichts Anderem, als dieser Schande für sein Regiment und für Frankreich. Er selbst stand neben seinem Freunde, als dieser die That beging." In Anknüpfung an vorstehenden Bericht sei noch constatirt, daß der verstorbene Kaiser Friedrich seinerzeit in einem Gespräch über den Fall des Generals Douay vor dem Empfänger des oben mitgetheilten Schreibens bemerkte, es habe schon am Tage von Weißenburg den Kronprinzen selbst und die deutsche Generalität überrascht, daß der französische General an einem Punkte gefallen sei, bis zu welchem die Geschosse aus deutschen Gewehren unmöglich getragen werden konnten. Man nahm deshalb an, daß General Douay von einem verirrten Granatsplitter tödtlich getroffen worden sei.

Der Thee.

Eine culturhistorische Skizze von **Dr. W. Richter.**

Zu den Producten derjenigen Pflanzen, welche die Menschen kleiden oder nähren bezw. anregen und deshalb im Laufe der Jahrhunderte eine wirthschaftliche Bedeutung bekommen haben, die einer kurzen Besprechung an dieser Stelle würdig ist, gehört ohne Zweifel der Thee. Seine Cultur ist trotz zahlreicher Versuche doch so gut wie ganz auf seine ursprüngliche Heimath beschränkt geblieben; der Theehandel kettete in sehr kurzer Zeit den Verkehr aller civilisirten Völker der alten und neuen Welt an China, und unser Erdtheil wird noch lange seine Edelmetalle dorthin abströmen sehen müssen.

Der Gebrauch des Thees in China und Japan ist sehr alt und reicht in die graue Vorzeit hinauf. Die Sage erzählt: Ein frommer Priester kam von Indien nach China, um seine buddhistischen Lehren zu verbreiten. Und um sich für diese seine Thätigkeit würdig vorzubereiten, gelobte er sich, Tag und Nacht in ununterbrochenen Andachtsübungen zuzubringen; aber der Schlaf überwältigte ihn. Als er wieder erwacht war, schnitt er, böse auf sein eigenes schwaches Fleisch, sich die Augenlider ab und warf sie zur Erde: aus ihnen aber erwuchs ein bislang unbekanntes Gewächs, dessen Blätter er genoß und dem Schlafe hinfort besser widerstehen konnte. Er empfahl seinen Schülern in gleicher ascetischer Hinsicht diese Pflanze. Darma, so hieß der Priester, ist eine historische Person, die nach chinesischen Quellen im Jahre 495, nach japanischen im Jahre 591 gestorben sein soll. Er ist der achtundzwanzigste Apostel der Buddha-Religion und bei den Chinesen unter dem Namen Tamo wohl bekannt.

Der Theetrank, welchen er seinen Schülern als Besänftigungsmittel gegen alles Uebermaß hinterlassen hatte, fand willige Aufnahme, und zum Jahre 782 sagen die chinesischen Annalen: Im ersten Monat dieses Jahres wurde vom Kaiser Te-Tsing Zoll auf den Thee gelegt. Wie er in seiner Heimath hinfort beliebt wurde, dazu sagt ein arabischer Reisender aus dem Ende des 9. Jahrhunderts: „Der Kaiser der Chinesen erhält seine Abgaben von dem Salz und einem Gewächs, dessen Blätter sie mit Wasser abgekocht trinken und wovon in allen Städten in großen Mengen verkauft wird, was große Summen einbringt. Sie nennen es Sah, es ist ein Busch, noch reicher an Blättern als der Granatbaum, ihr Geruch ist angenehm, sie haben aber etwas Bitteres. Man läßt das Wasser kochen, gießt es auf die Blätter, und dieses Getränk heilt mancherlei Uebel.

Marco Polo, der auf seinen Reisen im östlichen Asien so ausgezeichnete Gelegenheit gefunden hatte, Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, erwähnt auffallenderweise dieses Getränkes nicht. Von spätern Reisenden ist es um die Mitte des 17. Jahrhunderts der Jesuitenpater Martin Martini, der den Theetrank rühmend erwähnt, indem er u. A. sagt: „Ihm schreibe man zu, daß die Sineser nichts von Stein und Podagra wüßten, daß er alle Unverdaulichkeit des Magens wegnehme, dem Trunkenen Leichtigkeit bringe und neue Kräfte, mehr als gewöhnlich zu trinken. Er lasse alle Ungelegenheiten der Völlerei verschwinden, er vertreibe auch denen, die wachen wollen, die schlafsüchtigen Dämpfe und lasse die fleißigen Studenten vom Schlafe nicht überfallen werden." Nach einem chinesischen Sprichwort entfernt der Thee das Fett und läßt den Menschen nicht schlafen, d. h. er benimmt die Müdigkeit und ruft Beweglichkeit des Geistes hervor. Von einer Ausfuhr ist aber weder in der arabischen Quelle noch in der zuletzt genannten Zeit die Rede.

Der Name Thee ist nur der durch Europäer aus der Volkssprache der Provinz Fukian (heutiger Haupthafen Futschen) aufgenommene, wo das Product Tiä genannt ist; daneben findet sich noch eine ganze Reihe ähnlich lautender Namen, welche K. Ritter in seiner Erdkunde mittheilt. In Japan ist er nicht heimisch, denn die japanische gelehrte Sprache besaß keinen einheitlichen Sprachcharakter.

Die Heimath des Thees ist im südlichen gebirgigern China zu suchen und auf die Breite von 27 Grad bis höchstens 31 Grad nördl. Br. bei einer mittlern Jahrestemperatur von 17 bis 20 Grad C. beschränkt. Von dort hat er sich weit über die engen Grenzen ausgedehnt. Er erreicht aber mit wenigen Ausnahmen nicht den tropischen Wendekreis, sein Vorkommen ist vielmehr rein subtropischer Art. Die Chinesen stimmen darin überein, daß es eigentlich nur eine Species des Theestrauchs gebe. Er wird aber seit undenklichen Zeiten in zahllosen Varietäten gebaut, welche dort ebenso unterschieden werden, wie bei uns die Weinsorten. Ebenfalls wie der Wein liebt der Theestrauch, ein Verwandter der Kamelien, hauptsächlich die Berggelände, welche sich wegen ihrer Lage zum Kornbau nicht eignen. Geschick und Sorgfalt in der Bestellung des Bodens wie in der Bereitung des Erzeugnisses sprechen wesentlich bei der Güte des Thees mit; guter Thee ist von der Geschicklichkeit, und dem aufgewandten Fleiß der Chinesen abhängig. In Japan findet man ihn auch längs der Grenzen der Felder als eine Art Hecken zum eigenen Hausbedarf der Bewohner angebaut. Er hat wohlriechende weiße Blüthen.

Die Blätter des immergrünen Strauches, der, wenn er sich selbst überlassen bleibt, eine Höhe von fast 4m erreichen kann, unter der Cultur aber im allgemeinen nur 2m, ja, an mehreren Stellen nur 1m hoch wird, um die Blätter mit der Hand leichter zu erreichen, werden sie drei oder vier Mal im Jahre gesammelt. Die ersten, zartesten und ungerollten geben den besten Thee, den sogenannten Kaiserthee, welcher nur sehr selten zur Ausfuhr gelangt. Die Knospen und jungen Blätter geben je nach Boden, Klima und Behandlung den schwarzen Pekothee und den grünen Perl- und Hysonthee. Die bereits weiter ausgebildeten aber doch noch jungen Blätter liefern den Pouchong, Souchong unter den schwarzen Theesorten und den Poudre a Canon unter den grünen. Alle übrigen Sorten sind weniger geschätzt, sie sind das Product gröberer älterer Blätter, oft auch gar mit andern Pflanzen gemischt. Die gesammelten Blätter werden in kochendes Wasser getaucht und auf heißen Eisenplatten getrocknet; sie erhalten auch gewisse Farbstoffe und aromatische Beimischungen. So vorbereitet werden die Theeblätter zumeist in wohlverschlossenen Kisten verpackt, damit sie ihr köstliches Aroma behalten. Die ersten Producenten verkaufen den Ertrag ihrer Ernten an Kleinhändler, diese wieder an die Großhändler in Schanghai, Kanton und den Grenzmarkt Kjachta, von welcher Stadt er durch die Russen abgeholt wird, während der Seehandel mit diesem wichtigen Artikel fast ganz in den Händen der Engländer und Holländer ist.

Mit dem Vordringen der Europäer in Hinterasien mußten sie auch den Thee kennen lernen, denn damals und bis auf den heutigen Tag ist er dort im allgemeinen Gebrauch, und ein Holländer der vormals vielvermögenden Ostindischen Handelscompagnie sagte einmal: „Wer an großer Herren Höfen etwas zu verrichten hat, dem wird auch von Stund an, nachdem man ihn niederzusetzen genöthigt, eine Tasse dieses Getränkes präsentirt." Vor dem 17. Jahrhundert war er in Europa unbekannt, und noch im Jahre 1664 glaubte die Englisch-Ostindische Handelscompagnie dem König von England mit zwei Pfund Thee ein glänzendes Geschenk zu machen.

Namentlich scheinen aber anfangs Russen und Holländer sich des Theehandels angenommen zu haben. Man erzählt, daß eine russische Gesandschaft, welche in der Mongolei Thee für ihre Geschenke an Zobelfellen erhalten hatte, gegen eine so unnütze, aufgedrängte Waare protestirt habe; als sie dieselbe aber nach Moskau gebracht hätten, habe sie Beifall gefunden. Wir ersehen hieraus, daß dieser Handelsartikel die Karawanen über die Wüste Gobi in beständiger Wanderung erhalten haben muß. Die chinesischen Kaiser besoldeten wie erwiesen ist, ihre mongolischen Truppen mit den Theetafeln — hierbei wird der Thee in längliche, backsteinartige Formen gepreßt, welche durch Schaf und Ochsenblut fester gekittet sind und in Oefen getrocknet; daher auch Ziegel- oder Backstein genannt —; diese wurden unter den nomadischen Völkern Nordasiens geradezu eine Handelsmünze.

So hat nichts weiter als der Thee die Wüste allmählich in ein Land der Passage verwandelt, er ist eine allgemein geltende Münze gleich den Salztafeln — Steinsalzplatten von 1m Länge und 25cm Breite — in der Wüste Sahara unter den Nomadenvölkern Africas geworden und hat den Norden mit dem Süden Asiens verknüpft. Im Laufe der Zeit ist allerdings der Thee den mongolischen Völkern zu etwas anderem geworden als zum eigentlichen Theetrank, denn er wurde von ihnen zusammen mit Milch, Butter, Salz, Mehl, Reis, oder was sonst an nährenden Zuthaten vorhanden, ist, gekocht.

Von den Holländern wird erzählt, daß sie den Salbei, eine Pflanze, die früher außer als Küchengewächs, als Heilmittel in großem Ansehen stand, nach China brachten und dafür Thee einzutauschen versuchten. Die Chinesen wurden jedoch des Salbeis bald überdrüssig, während der Thee in Holland immer mehr Verehrer fand. Die Holländer versuchten auch mit Erfolg den Anbau auf Java, und in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts brachten sie aus Java nach den Niederlanden ungefähr den vierten Theil des Theeverbrauchs im eigenen Lande. Später erst führten ihn die Engländer in größern Mengen in ihrem Inselreiche ein, wo er zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden ist, wie sich denn beobachten läßt, daß die erwärmende und mild anregende Kraft des Thees seinen Gebrauch besonders in allen Ländern mit feuchtem und kaltem Klima hat stets zunehmen lassen, während der Gebrauch des Kaffees sich allmälig, hier und da auch nach vielfachen Anfeindungen, über die ganze Erde ausgedehnt hat. Araber und Perser, welche den Kaffee schon kannten, haben dem Thee mehr oder weniger den Eingang gewehrt, die europäischen Aerzte empfahlen den Thee bei seinem Bekanntwerden.

Der Thee wurde ein richtiges Monopol der Handelscompagnien und seitdem am 13. December 1773 im Hafen zu Boston drei Schiffsladungen Thee in das Meer geworfen waren, dem Signal zum Befreiungskriege der nordamerikanischen Colonien von der britischen Oberhoheit, hat der Theeverbrauch jährlich allgemein zugenommen. Der Anbau dieser Pflanze ist für jene Länder von namenlos hoher Bedeutung. Man schätzt den eigenen jährlichen Verbrauch Chinas auf 500 Millionen Pfund; die Menge, welche nach dem Auslande geht, ist ebenso wenig genau anzugeben. Großbritannien führt etwa 140—150 Millionen Pfund, die Ver. Staaten Nord-Amerikas über 40 Millionen Pfund aus Japan und China ein; die Gesammtausfuhr des Ostens von Asien beträgt über 200 Millionen Pfund; aus Ostindien, dessen wir gleich noch gedenken, kommen an 20 Millionen, aus Java über 2 Millionen Pfund Thee. Und welche Mengen werden auf Karawanenwegen nach Rußland geführt! Welche Unsummen bezieht dafür das chinesische Reich! Und doch sind nicht viel über hundert Jahre vergangen, daß der Thee in Europa etwas allgemeiner bekannt geworden ist. Er hat seinen Weg zu den Kalmücken und Kiraisen bis zur Wolga gefunden. Da er aber namentlich in den südlicheren und mittleren Landschaften Chinas vorkommt, so ist er mehr auf dem Seewege verbreitet, als auf dem Landwege; die westlichen Provinzen des weiten Reiches mögen den Thee für den Landhandel nach Tibet geliefert haben.

In China selbst lernte man die financielle Bedeutung dieser Theeblätter bald erkennen. Der chinesische Kaiser Khien-long in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte selbst ein Gedicht über den Thee auf einem Jadausfluge gedichtet; dazu ließ er in zwei Manufacturen eine neue Art Porzellantassen mit diesem Gedicht beschreiben, welche einmal den Ruhm des Kaisers und dann den Werth des edeln Trankes allen Völkern seines himmlischen Reiches verkündigen sollten.

Der Theestrauch kann die Verpflanzung unter einen andern Himmel vertragen und bleibt Theestrauch, artet nicht grade aus, aber das köstliche Aroma, der eigentliche Duft des chinesischen Thees, welcher durch die im Lande eintretende Wintertemperatur bedingt sein soll, wird mit wenigen Ausnahmen eingebüßt. Bis zum Jahre 1826 hatte man den Theestrauch als ausschließlich chinesischen Ursprungs erachtet, da fand ihn Major Bruce in Assam, der von den Engländern den Burmenen abgenommenen Provinz, dem Lande am Mittellauf des Brahmaputra, wild vor, und der Gedanke, Thee anzubauen in einem Lande, wo er wahrscheinlich verwildert war, bahnte sich rasch Bahn.

Die britisch-ostindische Regierung nahm sich der Sache an, es entstanden sogenannte Thee-Compagnieen im neugewonnenen Lande und die erste Ausfuhr erfolgte im Jahre 1842. Aber erst in den folgenden Jahrzehnten ist von einem größeren Erfolge zu sprechen aus Samen der einheimischen wie der chinesischen Pflanze. Von Assam aus ging die junge Pflanze auf an die südlichen Abhänge des Himalaya-Gebirges. Die Thee-Ausfuhr aus Indien mag die vom Inselreich Japan überholt haben.

Außer diesen Gegenden Indiens hat die Theepflanze nur noch in Ceylon, dessen Ausfuhr gerade in den letzten Jahren sich riesig gesteigert hat, und auf dem ebenfalls schon genannten Java eine dankbare zweite Heimath gefunden. Der Thee von Japan und Macao mag der echten chinesischen Blume am nächsten stehen. Auch die Insel Bourbon, welche so manche Culturpflanze aufgenommen hat, wenn auch in bescheidenem Maße, den Thee gepflegt, weniger glücklich waren hingegen die in Brasilien angestellten Versuche. Für die gegenwärtige und wahrscheinlich auch zukünftige Bedeutung der chinesischen Theecultur spricht der entscheidende Umstand, daß bekanntlich nirgends wohl billigere Arbeitskräfte zu haben sind als in China, und daß auch kein Volk den Chinesen an der nöthigen Sorgfamkeit in der Behandlung des Thees gleichkommt.

Vor rund hundert Jahren hat man den Thee auch in Porto in Portugal, das unter gleicher Breite mit Japan liegt, angepflanzt; bis zur Blüthe, aber selten bis zur Frucht gezogen.

Weder Brasilien noch andere von der Natur gesegnete Länder Amerikas haben sich der Theecultur mit pecuniärem Erfolg zuwenden können; dafür aber haben einige Länder Südamerikas ihren Paraguay-Theestrauch, der in Paraguay heimisch zu sein scheint, aber auch in den Wäldern Südamerikas zwischen dem 20. und 30. Grad südl. Br. sich findet. Auch von diesem unterscheidet man den im wilden Zustand und den besonders gepflegten und zweckmäßig behandelten, welcher ein besseres Blatt gibt. In Südamerika gehen besonders drei Hauptsorten unter den Namen: Caa-cuys, Caa-miri und Caa-guaza. Caa bedeutet das Blatt selbst. Der Paraguay-Thee ist ärmer an ätherischen Oelen und wirkt daher nicht so aufregend. Er ist den spanischen Creolen ebenso unentbehrlich wie der chinesische jedem Chinesen; die Bewohner Paraguays kennen und genießen ihn schon seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts; er ersetzt ihnen auch den Kaffee. Er spielt aber eben nur im wirthschaftlichen Leben jenes Ländergebiets eine Rolle, und alle Versuche, ihn auch in Europa einzubürgern, blieben ohne Erfolg, vermuthlich nahm man dort auch Anstoß an der Pulverform dieses Thees; die nach dort eingewanderten Europäer haben sich jedoch rasch daran gewöhnt.

Bekanntlich unterliegt kaum eine zweite für den menschlichen Genuß bestimmte Waare in gleichem Umfange der Fälschung wie der chinesische Thee. Die harmloseste Form einer solchen ist die Aufmischung bereits abgestottener Blätter mit frischen; manche Sorten chinesischen Thees sollen dagegen mit dem Theestrauche nur den Namen gemeinsam haben, im übrigen aber aus irgendwelchen andern Blättern unter Anwendung eines künstlichen Wohlgeruchs hergestellt sein. Man hat daher auch daran gedacht, besonders für diejenigen, denen der Genuß des Thees nur die diätetische Bedeutung des Genusses von gekochtem Wasser als irgend einem Aufguß ist, ein dem chinesischen Thee im Geschmack verwandtes Getränk aus Gewächsen unseres heimischen Bodens herzustellen. Außer einer Reihe anderer machte vor nicht langer Zeit ein Botaniker, welcher China bereiste und daselbst der Gewinnung und Herstellung beziehungsweise der Fälschung des Thees seine besondere Aufmerksamkeit widmete, die Mittheilung, daß die jungen Brombeerblätter denselben Geschmack wie reiner, guter chinesischer Thee und einen bessern als die meisten in Europa im Handel befindlichen Theesorten besitzen sollen.

Der Thee ist in seiner engern und weitern Heimath ein Nationalgetränk im eigentlichsten Sinne des Wortes geworden. Ihn genießen alle Stände und bei allen Mahlzeiten und zu jeder Tageszeit; er wird auch auf Straßen und Wegen in Theeschenken — überall ohne Zusatz — verkauft. Jede Stadt ohne Ausnahme hat ihren Theegarten, einen öffentlichen Belustigungsort namentlich für die niedern Volksclassen, in denen es, wie z. B. in Schanghai, auch nicht an Wahrsagern, Sängern, Gauklern aller Art, an Bummlern, Dirnen und Spitzbuben, welche Gewinn suchen, fehlt. Thee gut zu bereiten und richtig zu serviren ist in China eine besondere Kunst. Die sachkundigen Theetrinker des himmlischen Reichs können an 700 Sorten Thee unterscheiden, wie bei uns die echten Weinkenner, sie sollen schmecken können, in welcher Art von Gefäßen der Thee bereitet, ja, was für Holz zum Kochen des Wassers gebraucht ist. Der Thee ist auch für einen großen Theil Europas die Freude des Abends am häuslichen Herd, das elegante Bindemittel der eleganten Gesellschaft; er ist auch zum Schiboleth der Mäßigkeitsvereine erhoben.

Ueber die letzte Begegnung zwischen Danton und Robespierre,

welche von Freunden der Beiden herbeigeführt wurde, um sie mit einander auszusöhnen, finden wir in einem vor Kurzem veröffentlichten Werke, das sich mit dem Ersteren als Staatsmann beschäftigt die Schilderung eines Augenzeugen, Namens Daubigny, abgedruckt. Dieser schrieb über jene Begegnung in einer Broschüre, die er bald darauf veröffentlichte:

„Ich muß hier ein Ereigniß aufzeichnen, daß sich vierzehn Tage vor dem Tode Danton's zwischen diesem und Robespierre abspielte und besser als eine lange Rede geeignet sein wird, die Charaktere dieser beiden Männer kennen zu lernen und abzuschätzen. Danton und Robespierre waren seit einiger Zeit entzweit: der Umstand betrübte mich, da er nur den Interessen der Republik schädlich sein konnte. Ich theilte meine Befürchtungen in dieser Beziehung mehreren Patrioten mit, und da sie über jene Entzweiung wie ich dachten, so beriethen wir über das wirksamste Mittel, derselben ein Ende zu machen. Ein gemeinsames Mittagsmahl erschien uns als die günstigste Gelegenheit dazu, und Humbert, Bureauchef im Auswärtigen Amt, der wegen seiner glühenden Liebe für die Freiheit und die Republik bekannt war, übernahm es, die Beiden einzuladen.

Am festgesetzten Tage begaben wir uns zu ihm. Es war am Ende des Ventose im zweiten Jahre der Republik (März 1794). Robespierre und Danton waren schon dort. Ich war beauftragt worden, ihnen die Gründe auseinanderzusetzen, welche uns bewogen hatten, sie zusammenzuführen, und so ließ ich sie denn wissen, wie sehr ihr Zerwürfniß die wahren Freunde des Vaterlandes in Erstaunen halte. Nur ihre Eigenliebe, oder Eifersucht, oder verletzter Stolz könnte die Ursache ihrer Entzweiung sein, und ich fände es seltsam, daß sie mehr ihrer persönlichen Empfindlichkeit, als der Stimme des Vaterlandes hörten, der sie, wie wir, alle Neigungen zum Opfer bringen müßten. — Dann nahm Danton das Wort und äußerte sich folgendermaßen:

„Der Haß ist immer meinem Herzen fremd gewesen, ich habe niemals diese schmerzliche Qual schwacher Seelen empfunden. Diejenigen, welche ich nicht liebe, lasse ich unbeachtet, aber weder hasse ich sie, noch verfolge ich sie. Ich weiß nicht, weshalb Robespierre, der stets an der Spitze der Vaterlandsfreunde sein sollte, sich fast immer abseits hält; noch weniger kenne ich die Ursache der sehr deutlichen Gleichgiltigkeit, die er seit einiger Zeit mir gegenüber an den Tag legt und die ich nur den Intriguen und dem Haß zuschreiben kann, den mehrere Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, besonders Saint-Just und Billaud-Varenne mir geschworen haben: Dieser, weil er es mir nicht verzeihen kann, daß ich ihn und seine Frau im Unglück verpflichtet habe; Jener, weil ich ihm mein Erstaunen nicht darüber verhehlt habe, daß er in seinem Alter so blutigen Grundsätzen huldige. Ich glaube aber auch, daß das Geschwätz der Klatschhasen und Dummköpfe, die ihn — Robespierre ist natürlich gemeint — umgeben, nicht wenig dabei mit im Spiel ist, indem sie nicht aufhören, seine Phantasie mit tausend Hirngespinnsten zu füllen, ihm die Ohren fortwährend von Verschwörungen vollzublasen und ihm einen politischen Horizont voll Gift und Dolchen vor die Einbildung bringen."

„Ja", fuhr Danton dann fort, indem er sich an Robespierre selbst wandte, da die Umstände es mir nun möglich machen, Dir in Gegenwart von Patrioten, die wie wir Veteranen der Revolution sind, zu sagen, was ich denke, so wiederhole ich, daß das nach meiner Ansicht die Ursachen Deines Verhaltens gegen mich sind. Ich habe mich nie über die lächerlichen Verleumdungen beklagt, welche man über mich verbreitet hat; weder über diejenigen, welche sich auf meine Missionen nach Belgien beziehen, noch über diejenigen in Bezug auf das Vermögen, das ich erworben haben soll. Ich habe mich niemals um Persönliches gekümmert, und Jedermann weiß, daß ich mein mäßiges Vermögen nicht allein nicht vermehrt, sondern einen Theil desselben geopfert habe.... Höre auf mich, Robespierre: schüttle die Intriguen von Dir ab, vereinige Dich mit den Vaterlandsfreunden, laßt uns Alle als ehrliche Männer auf dasselbe Ziel losschreiten; vergessen wir unseren Groll, damit wir das Vaterland mit seinen Bedürfnissen und Gefahren allein im Auge haben können; ahmen wir unseren Waffenbrüdern nach, die an der Grenze kämpfen; schließen wir uns eng zusammen, und unsere äußeren Feinde werden bald besiegt sein. Was die inneren Feinde anbetrifft, so sind sie nicht zahlreich genug, um so gefährlich zu sein, wie gewisse Leute uns glauben machen wollen. Bestrafen wir die Schuldigen, die Führer, aber laßt uns dem Irrthum verzeihen, und Du wirst sehen, daß die Republik, triumphirend und geachtet nach Außen, im Innern bald auch von Denen geliebt sein wird, die sich bisher als ihre Feinde gezeigt haben".—„Aber mit Deinen Grundsätzen und Deiner Moral würde es ja niemals Schuldige zu bestrafen geben", bemerkte darauf Robespierre, der bis dahin das kälteste Stillschweigen beobachtet hatte.—„Würdest Du darüber böse sein, wenn es keine Schuldigen mehr zu bestrafen gäbe?" nahm Danton dann wieder das Wort mit jenem Herzenston, den wir an ihm gewohnt waren.—Wer Du auch seist, Leser, lege die Hand auf's Herz und sage mir, für welchen von diesen beiden Männern die Thränen fließen, die ich an Deinem Gesicht herabrollen sehe. Die Worte Robespierre's flößten mir Entsetzen ein, und ebenso Denjenigen, die sie wie ich hörten. Sein ganzer Charakter spiegelte sich in ihnen wieder, wie der Charakter Danton's in seiner Antwort. Die Versöhnung schien jedoch eine vollkommene zu sein: die Beiden umarmten sich. Danton war mit seiner ganzen Seele dabei und tiefbewegt. Auch wir waren gerührt, und wie hätten wir es nicht sein sollen! Wir dachten nur an das Vaterland, an die Freiheit, an die Republik: Robespierre allein blieb kalt wie Marmor". —Vierzehn Tage später rollte Danton's Haupt in den Sand. Und sein Tod war Robespierre's Werk.

C. W.

Mexikanische Hofschauspieler.

Im Nordosten der Azteken-Hauptstadt liegen eine große Anzahl aus Lehmziegeln erbauter niederer Miethskasernen, in denen der ärmste und elendeste Theil der Bevölkerung eng zusammenwohnt. Die kastenartigen Gebäude haben eine Form, die wohl der Baukunst der Azteken entspringt. Jedes hat in der Mitte einen schmalen Hof und auf diesem erscheinen sehr oft Künstler, die von Hof zu Hof ziehend Centavos (eine Kupfermünze im Werth von 4 Pf.) sammeln. Ueber diese mexikanischen Hofschauspieler wird folgendes geschrieben:

Wie ich so im Hofe einer Miethskaserne tief gerührt über das elende Dasein der Insassen nachdachte, erschien durch den schmalen Eingang im Gänsemarsch eine lustige Gesellschaft, die sogleich meine Aufmerksamkeit erregte. Zuerst traten drei braune Musikanten in schmutzig weißem Anzuge auf, mit zerrissenen Palmenstrohhute. Der eine hielt eine Guitarre, der andere eine Harfe und der dritte eine Geige. Hinter ihnen schritt in schäbiger europäischer Kleidung, aber mit heiterer Miene und einer Glocke in der Hand, ein kleiner behender und schon ziemlich bejahrter Mann, in dem ich sofort den „Künstler", den berühmten Hofkomiker erkannte. An seiner Seite trabte eine behäbige Frau von ersichtlich weniger heiterer Gemüthsanlage und den Schluß bildete ein zerlumpter Geselle, der einen Kasten auf dem Rücken trug — das ist der Hoftheatergarderobier. Der Künstler ließ sein Glöckchen erschallen, rief dem Orchester „Musica" zu und begann nun den üblichen Prolog herzusagen, worin er der „glücklichen Nachbarschaft" die frohe Botschaft machte, daß er gekommen sei, hier einige ganz neue und äußerst spaßhafte Vorträge zu halten, wenn man ihn dafür mit einigen Gaben belohnen wolle.

„Acht Centavos bekommt jeder Musikant! Der Rest ist für mich!" ruft er bedeutungsvoll.

Der Hof bevölkert sich nach und nach und auch von der Straße treten Neugierige herzu, vorübergehende Wasserträger, Dienstmänner, Dienstmädchen u. s. w. Viele von ihnen drücken dem Künstler einen Centavo oder gar einen Medio in die Hand und auch von oben kommt der Segen als klingender Kupferregen.

„Acht Centavos jeder Musiker!" wiederholt der Hofkünstler in seiner Eigenschaft als Impresario und überzählt häufig die kleine Münzsammlung. Nun sind es endlich 24! Stolz und würdevoll tritt er zu den Musikanten und zählt mit lauter Stimme einem jeden acht Centavos in die Hand.

„Jetzt für mich, für den armen Witzbold!" wendet sich der Mime wieder an die Versammlung mit schelmischer Geberde. Er begleitet auch das Einsammeln mit kleinen Späßen, um sein Publikum in guter Laune und bei Geduld zu erhalten.

Endlich sind etwa zwei Reales (eine Mark) zusammen und die Freigebigkeit scheint erschöpft. Der Künstler zählt die Münzen seiner mißgestimmten Begleiterin in die Hand und verkündet durch ein neues Glockenzeichen den Anfang der Vorstellung. Der „Garderobier" nimmt aus der Kiste einen phantastischen Lederanzug und eine lange Perrücke, die sich der Künstler überstreift, und erscheint nun als Circus-Wilder vor uns. Er heult, schneidet gräßliche Grimassen, hopst und geberdet sich so wild, daß sich selbst ein echter „Wilder" davor entsetzen würde.

Klinglingling! Zweiter Auftritt! Der Hofstomödiant entblößt seinen Oberkörper und führt den mexikanischen Volkstanz „Farabe" auf, wobei er mit seinen Muskeln gegen die Rippen klatscht — ein Akrobatenkunststück.

Den dritten Auftritt bildet ein Musikkunststück. Der vielseitige Künstler spielt verkehrt auf der Harfe und singt dazu ein lustiges Liedlein.

Zum Schlusse stellt sich der Wundermann als humoristischer Dichter vor. Er improvisirt in Versen allerhand zwei- oder vielmehr eindeutige Scherze mit den Umständen, welche allgemeine Heiterkeit erregen, besonders aber bei dem zarten Geschlechte. Dann bedankt er sich für die gute Aufnahme, wünscht Groß und Klein gute Gesundheit und langes Leben und verspricht, bald wieder zu kommen.

— Auf dem lichten Wege zur Wahrheit steht oft als Hinderniß die Nacht des Wahnsinns.

Eine Erinnerung an Düppel.

Das Kaisermanöver in Schleswig — so wird der „Berl. Morgenztg." geschrieben — hat mich, einen alten Mitkämpfer von 1864, an eine damals bei unserer Compagnie stattgehabte Episode wieder lebhaft erinnert; keine Heldenthat, deren sind genug erzählt, aber doch vielleicht ebenso viel werth.

Wir waren damals, das Brandenburgische Füsilier-Regiment No. 35, eine flotte, muntere Truppe, fast lauter Berliner Kinder. Nur die Minderheit, besonders die eingezogenen Reservisten und Wehrleute, waren Dörfler und Kleinstädter. Bei unserer 6. Compagnie hatten wir ein solches Dorfkind mit dem seltenen Namen Schultze, ein herzensgutes, liebes Kerlchen, den Jeder gern hatte. Schultze hatte sich, einige Zeit bevor der Krieg ausbrach, verheirathet und erhielt nun eines Tages die Nachricht, seine junge Frau habe ihn mit einem hübschen Jungen beschenkt. Schultze war fast närrisch vor Freude, aber dann überkam ihn auf einmal eine böse Ahnung. „Den werd' ich wohl nicht zu sehen bekommen", waren seine Worte, und eine Thräne stahl sich dabei aus seinem Auge.

Wir hatten vor den Schanzen schon verschiedene Gefechte glücklich bestanden, und die verhängnißvolle Entscheidungsstunde rückte immer näher; da, am 17. Abend spät, außergewöhnliche Befehle, stiller Aufbruch beim Morgengrauen, und um neun Uhr standen wir zum Sturm bereit. Punk